In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 57. Posen, den 9. März 1928. 2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Irnfried von Wechmar.

1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Schön! Der hatte ihn vor zwei Jahren geschlagen, aber wenn der dämliche Aufzug beim Hochziehen an den Start die Kufen seines Schlittens nicht ruiniert hätte — kein Bein hätte der Kleine auf die Erde bekommen.

Gott ja, er hatte nachher noch ein paar interne Rennen gewonnen, aber wer war denn da in Konkurrenz gegen ihn?

Etwa der junge Führer, der sich — es war zum Lachen — auch für einen Bobfahrer hielt? Oder der ewig protestierende Oberleutnant, der auch überall da zu finden war, wo es billige Lorbeeren zu pflücken gab?

Ueberhaupt der Kleine! Was wollte der eigentlich? Ging ihn doch gar nichts an, mit welcher Mannschaft er in der Meisterschaft startete!

Glaubte der etwa, daß seine, des Langen Erfolge, auf der Mannschaft basierten?

Er war der Führer, seinetwegen konnten sie ihm Mehlsäcke auf den Schlitten binden, er würde trotzdem siegen.

Gewiß, der Kleine war ein fleißiger Mitarbeiter im Vorstand, und ohne ihn wäre die Karre nur halb so gut gelaufen; aber das durfte man diese jungen Leuten um Gottes willen nicht merken lassen!

Dem Langen war die Zigarre ausgegangen; er entzündete sie neu und philosophierte weiter.

Was hatte der Kleine wohl mit der Frage bezweckt? Und plötzlich kam ihm die Erleuchtung.

Donnerwetter! Daß er daran nicht gedacht hatte!

Aber da sollte doch gleich der Teufel dazwischen fahren!

Der Kleine, dieser über den Rahmen des Bobsportes kaum bekannte Kaufmannssohn und seine Schwester . . .!

Sollte er doch froh sein, daß er die schöne Vorstandsnadel trug! Wollte die Schwester vielleicht auch noch heiraten!

Denn zum Flirten war der Kerl zu solide.

Wie mochte sich nun die Schwester dazu stellen? Mißtrauisch betrachtete er sie von der Seite. Schön war sie, der Bengel hatte Geschmack, aber zu schade für den Sohn eines kleinen Fabrikanten, der zufällig ein paar Glückserfolge auf dem Bob errungen hatte.

In elegantem Bogen war die Schwester um das Rondell vor der Freitreppe des Schlosses herumgefahren und hatte die Pferde durchpariert. Mit kurzem Ruck hielt der Wagen; nun warf sie dem Diener die Leinen zu.

Der Lange wachte aus seinem Sinnieren auf. Wütend warf er den Zigarrenstummel auf den Kies, kletterte vom Bock und herrschte den Dobermann an, der in der Wiedersehensfreude an ihm hochgesprungen war.

Dicht hinter der Schwester trat er in die Schloßhalle, wo ihn der Diener von Mantel und Mütze befreite.

IV.

Aus den weitgeöffneten Toren des Berliner Eislaufpalastes quollen die Menschenmassen.

Auto auf Auto bahnte sich den Weg durch die Menge der Zuschauer, in denen die Erregung nachfieberte vom heißen Kampf um die Eishockeymeisterschaft.

„Hab' ich's nicht gesagt, daß die Berliner es schaffen werden?“ Triumphierend sah sich der junge Führer um. Er ging neben der kleinen exotischen Baronin, in deren Arm er den seinigen geschoben hatte.

„Ein paarmal sah es doch recht brenzlich aus . . .“ Der kleine lustige Berliner hatte es gesagt.

„Daß du auch immer unken mußt!“ Der junge Führer hatte den Arm der Baronin losgelassen und sich umgedreht.

„Ach was, unken! Ich sag's, wie es ist und bin nicht wie du, der glaubt, was er sich einredet!“

„Kinder, laßt euch!“ Begütigend trat der breite Schatzmeister dazwischen. Er wollte einlenken, denn er wußte nicht, daß sich die beiden zanken mußten, wenn sie sich wohlfühlen sollten.

So war es schon immer gewesen, und so würde es bleiben.

Jetzt schwieg der junge Führer und hängte sich wieder bei der Baronin ein. Aber auch der kleine Bremser hielt den sonst so lustigen Mund.

Sie kannten sich nun so lange, fuhren seit Jahren schon, erst als Besatzung auf einem anderen, und dann, als der junge Führer selbst das Steuer regieren lernte, auf dessen Bob, der kleine Berliner hinten an der Bremse.

Aber so lange sie auch schon zusammen waren — und sie sahen sich in Berlin fast täglich —, immer mußten sie sich ein wenig sticheln.

Der junge Führer hatte nach seinem Zufallserfolg in der Mitteldeutschen Gaumeisterschaft mehr und mehr die Allüren des langen Grafen zu kopieren begonnen. Aber es blieb nur ein Kopie, und wie dies bei Kopien häufig der Fall ist, nicht einmal eine gute.

Was bei dem Langen tatsächliche Ueberlegenheit, Routine und Gewandtheit war, das war bei dem jungen Führer Maulheldentum, Renommisterei und Theater.

Der Lange zeigte seine ware Natur, wenn er sich herablassend gab, der junge Führer spielte eine Rolle, die nicht zu ihm paßte, wenn er von seinen Erfolgen und Aussichten sprach, an die — außer ihm — niemand so recht glauben wollte.

Und der kleine lustige Bremser kannte ihn nur zu genau. Ihm lag die Art seines „Kapitäns“ nicht. Er war zu offen, um für derartige Schauspielereien Verständnis zu haben.

Und so sagte er dem jungen Führer bei jeder Gelegenheit die Meinung.

Schließlich, warum sollte er auch nicht!?

Konnte er dafür, daß er arm war, daß ihn der junge Führer auf ihren Rundreisen von einem Bobsportplatz zum anderen stets mitgenommen hatte? Hatte sich der andere sein Geld erarbeitet? War es nicht selbstverständlich, daß der von seinem Ueberfluß den anderen abgab, die das Schicksal weniger liebevoll bedacht hatte?

Und sollte er. der er nichts hatte, darum weniger

offen sein? — Sie waren an der Haltestelle der Straßenbahn angekommen.

Der kleine lustige Bremser lüftete den Hut.

„Schlafen Sie wohl, verehrte Baronin-Bobsine, Sie wissen, was ich für Sie empfinde!"

„Er ist doch ein frecher Kerl . . ."

Die Baronin sah sich nach dem jungen Führer um. Doch der nickte nur; er hatte sich vorhin zu sehr über den Bremser geärgert.

„Nichts für ungut, Kapitän. Und vergiß das Renommieren nicht!" Und damit verschwand er im Gewühl der Hauptstraße.

Der junge Führer winkte eine Autodroschke heran, und als auch der breite Schatzmeister sich verabschiedet hatte, half er der schlanken Baronin in den Wagen.

Es war einer von jenen kleinen Dingern, die — nur für zwei bestimmt — so schmal sind, daß man eng aneinandergedrückt sitzen muß.

Dem jungen Führer war das gerade recht. Nicht, daß er in die Baronin eigentlich verliebt gewesen wäre. Aber ihre naive Anerkennung seiner Person schmeichelte den eitlen Mann.

Ihre kindliche Begeisterung für ihn datierte noch aus jenen Wintertagen vor zwei Jahren, in denen der junge Führer die Mitteldeutsche Gaumeisterschaft gewann. — Ein Sieg, auf den er sich viel zugute tat und an den zu erinnern er besonders denen gegenüber nie vergaß, die von der Bobsahrerei wenig verstanden.

Damals hatte die kleine Baronin als „Bobsine" des siegreichen Schlittens mit teilnehmen dürfen an den Ovationen, mit denen sich der junge Führer dank seiner geschickten Reklame hatte überhäufen lassen.

Und das vergaß ihm die schlanke Baronin nicht.

Jetzt sah sie, noch etwas abgespannt von den Aufregungen des Eishockeywettspiels, im Halbdunkel des geschlossenen Wagens. Ihre Augen sahen hinüber zu dem Kopf des jungen Führers, dessen Gesicht von Zeit zu Zeit von einer der vorbeihuschenden Straßenlampen beleuchtet wurde. — Der hatte das Wortgeplänkel mit seinem Bremser noch nicht so ganz vergessen. Es kränkte ihn, daß er ihn in Gegenwart der Baronin verhöhnen wollte.

Er merkte es wohl, daß sie ihn von der Seite ansah. Sollte er sich noch weiter ärgern? Hier neben ihm saß eine Frau — eine reizende Frau sogar —, die ihn bewunderte, für die er der Mann war, der er sein wollte, der tüchtige Fahrer, die „Kanone", der Sportsmann, berühmt und geachtet.

Und als wollte er wenigstens das eine Menschenwesen, das ihn anerkannte, ganz für sich gewinnen, griff er nach der Hand der schlanken Frau, streifte den Handschuh vom Gelenk und küßte die zartduftende Haut des schmalen Handrückens.

Nicht Liebe war es, die ihn dazu trieb, auch nicht jenes Gefühl des Verliebtseins, das den Mann beschleicht, wenn er mit einer schönen Frau allein ist, von der er noch dazu weiß, daß ihr Interesse ihm gehört; es war einzig und allein ein Ausfluß des Wunsches, ihre ihm schmeichelnde Bewunderung für immer auf sich zu konzentrieren.

Die Baronin ließ ihn gewähren. Zunächst etwas erschreckt von der Plötzlichkeit seines Gebarens, hatte sie sich schnell in die Situation gefunden.

Mit einem gewissen Stolz genoß sie die Huldigungen des jungen Führers, den sie für einen tüchtigen Sportsmann hielt. Sie war eine von jenen Frauen, die sich gern in der Begleitung solcher Männer zeigen, denen aus irgendeinem Grunde das Interesse eines größeren Kreises gilt.

Auch sie war eitel, aber mehr in dem Sinne, in dem die Mehrzahl der Frauen eitel ist. Sie liebte es, gesehen zu werden, erwartete, daß man sie umschwärmte, und freute sich, wenn sich Männer um sie bewarben, die etwas galten.

Wenn diese dann noch gut aussahen, dann war sie, die tieferer Regungen eigentlich kaum fähig war, zufrieden und glücklich.

Und der junge Führer sah gut aus; seine große, breitschultrige Gestalt, seine scharfgeschnittenen Gesichts-



züge, sein welliges, nach hinten gekämmtes Haar, nicht zuletzt sein tadelloser Anzug, stempelten ihn zum Typ des Elegants, wie er heute in Dutzenden von Exemplaren in jedem Modejournal, aber auch bei allen sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen in natura zu finden ist.

Die kleine schlanke Baronin ließ sich die immer stürmischer werdenden Liebkosungen des jungen Führers gefallen, ohne sie wesentlich zu erwidern.

Sie konnte warten, denn sie kannte die Männer und wußte, daß sich am kalten Stahl die Flamme nur immer heißer neu entzündet.

Der junge Führer hatte indes den Unsinn seines Handkusses längst vergessen. Aus anfänglichem Nurversichernwollen war allmählich und mit der mehr und mehr fühlbaren Körpernähe dieser schlanken Frau der Wunsch in ihm erwacht, sie für sich zu gewinnen.

Sie war verwitwet. Das exotische Aussehen der Baronin, die Herkunft aus einem Lande, das der junge Führer nicht kannte, taten ein übriges, die Sinne des Mannes bis zum Glühen zu erhitzen.

Die schlanke Baronin übersann einen Moment die Situation. Blitzartig tauchten vor ihr alle die Männer auf, die sich seit dem Tode ihres Mannes ihr genähert hatten. Eigentlich waren sie doch alle gleich gewesen, hatten sie immer nur das eine gewollt, und waren plötzlich wieder verschwunden gewesen.

Sollte sie sich wiederum dem aussetzen, fortgeworfen zu werden? Sollte sie diesen hier, der ihr eine so nette Folie gab, wiederum aufgeben müssen, nachdem sie seine Wünsche erfüllt hatte?

Die schlanke Baronin war mit sich im reinen.

Langsam, aber mit einem gewissen Nachdruck, entzog sie ihre Hand der seinen, rückte von ihm ab, so weit dies die Enge im Wagen zuließ und sagte so freundlich und unbefangen wie möglich:

„Nun wollen wir aber vernünftig sein!"

Und dachte doch zugleich, daß sie eigentlich die ganze Zeit über sehr vernünftig gewesen war.

Der junge Führer war sofort ernüchtert. Und die Ernüchterung brachte ihn auf den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen zurück. Gewiß, auch er wollte vernünftig sein, denn auch er wollte die Baronin nicht verlieren.

Aber in seinem Innern kränkte es ihn doch, daß eine Frau gerade ihn zur Vernunft gemahnt hatte, daß er — er mußte es sich eingestehen — abgeblitzt war.

Der Wagen hielt vor dem Hause der Baronin. Aeußerlich unbefangen, reichte sie ihm die Hand. Dann schloß er die Haustür auf. Langsam stieg sie die Stufen zu ihrer einsamen Wohnung empor.

In ihrem Schlafzimmer aber riß sie den kleinen Hut vom Kopfe und warf sich aufweinend auf ihr Bett. In ihrem Herzen tobte der Kampf der einsamen Frau zwischen Begehren, Vernunft und Eitelkeit.

Als sie sich nach Stunden, matt und nervös, aus den Kissen aufrichtete, hatte die Eitelkeit gesiegt.

V.

Der lange Graf parierte den mächtigen Hunter durch, und auch die zierliche Stute der kleinen Schwester fiel in Tritt.

Der lange Jagdgalopp hatte ihnen allen gut getan, die Pferde dampften und schnaubten, und auch den beiden Reitern ging der Atem rascher vom lustigen Ritt durch die herbstliche, nebelverhangene Morgenluft.

Es war doch schon verdammt kalt, und die Sonne wollte sich gar nicht mehr zeigen in diesen frühen Stunden. Es ging mit Riesenschritten dem Winter zu; die Zeit der roten Jagden war vorbei, und der Landwirt rüstete zum Winterschlaf.

Nicht so die beiden Geschwister.

Ihre Gedanken eilten den Tagen voraus, wanderten zu den Bergen, über deren Gipfel und Hänge sich bald der Schnee breiten, deren Wege und Schneiden bald wieder aufschrecken würden vom lustigen Hallo der wintersportfreudigen Jugend.

Der Lange streckte die Beine nach vorn. Lässig hielt er die Zügel, griff in die Tasche und holte eine Zigarette hervor.

Er gab sich Feuer und setzte sich bequem. Krumm wie ein Fiedelbogen hing er mehr, als er saß, auf dem mächtigen Iren, der mit ruhigen, gemessenen Bewegungen neben der munter ausgreifenden Stute herschritt.

Auch die Schwester ließ die Zügel lang und sah über die kahlen Aecker.

Der kleine Sportwart hatte an sie geschrieben. In kurzen verbindlichen Worten teilte er ihr mit, daß er in den nächsten Tagen die neue Bobfabrik in Breslau besuchen werde, da er sich für die Meisterschaft einen neuen Schlitten kaufen wolle. Gleichzeitig bat er um die Erlaubnis, sie bei seiner Durchreise — er sei im Auto unterwegs — besuchen zu dürfen, da er mit dem Langen noch allerlei wegen der bevorstehenden Rennen zu besprechen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Depesche des Pierre Prudent.

Besonders wenn Herr Bontemps etwas getrunken hatte, wurde ihm so wunderlich zumute.

„Ich wage es gar nicht, ihn allein zu lassen," sagte seine Frau, „man weiß nie, was geschehen kann."

Der biedere Herr Bontemps litt an den schrecklichsten Sinnestäuschungen und Angstzuständen, die ihm den kalten Schweiß aus allen Poren trieben. In seinen kleinen, runden Augen flackerte plötzlich der Wahnsinn auf und ein fürchterlich schiefes Lächeln verzerrte sein Gesicht. Das sah aber nur seine Frau. Sie kannte sein Geheimnis. Wäre sie ein anderer Mensch gewesen, hätte sie sich selbst am Rande des Irrsinns befunden.

Herrn Bontemps Geheimnis war die Tatsache, daß er einen Menschen erschlagen hatte, und zwar seinen Freund und Kompagnon, Herrn Prudent. Nach Vollendung dieser grauenhaften Tat, hatte er mit Hilfe seiner Frau, von Entsetzen geschüttelt, die furchtbare Last des Toten auf seine Arme genommen und die Leiche in sein Auto getragen. Es war eine dunkle, regenschwere Nacht. An einer der Seinebrücken hielten sie und warfen die Leiche ins Wasser.

Herr Prudent, der Junggeselle war, sollte an jenem Abend eine Reise nach Amerika angetreten haben, aber niemand außer seinem Freunde Bontemps, der ihn ermordet hatte, um in den Besitz seines Geldes zu kommen, würde ihn vermissen.

Die reizende Frau Bontemps hatte den Ueberfall inszeniert. Sie hatte einen entzückenden Abschiedsabend veranstaltet, damit Bontemps sich gegebenenfalls vor Gericht verteidigen konnte, wenn alles mißglückte. Man hatte nichts außer acht gelassen. Madame empfing Herrn Prudent im leichten Hauskleid. Vielleicht konnte man dann auf ein Liebesdrama schließen . . .

Alles verlief programmäßig.

Offiziell war Herr Prudent auf Kosten der Firma in Amerika. Herr Bontemps liebte es, Briefe seines Freundes zu zitieren. Des Morgens aber erschauerte er vor Angst, in der Zeitung etwa zu lesen: „Ein Verbrechen — einige Ruderer fanden gestern abend in der Seine die Leiche von . . . . ."

Frau Bontemps kaufte indessen unbekümmert Kleider und Schmucksachen. Gewissensbisse plagten sie nicht. Ihn quälten sie aber für zwei. Die Leiche verfolgte ihn unentwegt. Auf der Straße, im Café, in dem die beiden Freunde sonst allabendlich zusammengekommen waren. Diese Zwangsvorstellungen wurden zur fixen Idee. Nirgends fand er Ruhe. — Frau Bontemps wurde von Angst ergriffen. Nicht wegen des Toten, — wegen ihres Mannes. Welche Unvorsichtigkeiten konnte er nicht begehen!

Herr Bontemps war bemüht, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es zwischen ihm und dem Toten zu einer Aussprache kommen müsse. Wenn man ihn nach Herrn Prudent fragte, antwortete er: „Er muß bald wieder hier sein. Ich erwarte ihn jeden Tag."

Gleichzeitig begann er zu trinken. Er trank so unmäßig, daß den Kellner um ihn bangte und er sich weigerte, ihm mehr zu servieren.

An einem solchen Abend griff er in seine Manteltasche. Ein Telegramm — er zog es hervor und las zerstreut, bis er leichenblaß wurde. Dort stand:

„Mein lieber Bontemps! Vergiß nicht, daß ich dich heute abend erwarte. Kommst du nicht, werde ich dich aufsuchen. Ich muß mit dir sprechen. Pierre Prudent."

Herr Bontemps wagte es nicht, den Kopf zu heben. Er fühlte alle Blicke auf sich gerichtet. Sein Gehirn war vom Alkohol völlig umnebelt. Er hörte den Barmixer mit Flaschen klappern. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, etwa nach dem Datum des Telegramms zu sehen, das sich bereits seit vorigem Sommer in seiner Manteltasche befand. Nein . . . er fühlte nur, daß er jetzt vor der unvermeidlichen Begegnung stand. Es war kein Zweifel möglich. Er leerte noch ein Glas, um die Begriffe zu klären, wie er meinte. Da sah er die Tür aufgehen — und Herrn Prudent langsamen Schrittes eintreten. Herr Bontemps erhob sich — schwankend — zitternd . . . Ihm war, als hörte er Herrn Prudent sagen: „Du hast deinen Wagen mit? Komm, ich will dir gern meine neue Wohnung zeigen."

Herr Bontemps folgte, setzte sich in sei n Auto, kurbelte an es schwankte.

„Ich bin nach den Kajen verzogen . . ." Er hielt an der Seine, an derselben Stelle, wo Herr und Frau Bontemps an jenem Abend die Leiche des Herrn Prudent ins Wasser geworfen hatten. Herr Bontemps ließ sich von seinem Begleiter die Treppen hinabführen ans Flußufer. Er hörte seinen Freund ganz deutlich sagen:

„Bitte schön, mein Freund, geh nur voran!"

Herr Bontemps empfand das eiskalte Wasser wie zwei feuchte, weiße Hände, die nach ihm griffen.

Er stieß einen gellenden Schrei aus. Zu spät — der Fluß hatte ihn ergriffen und hielt ihn unerbittlich fest. —

Andreas Warner.

Die Betten der Marie.

Von Rudolf Fuchs.

„Ich möchte morgen nach Hause fahren," sagte sie. Sie ist ganz verweint.

„Was ist denn los? Die Betten?"

„Ja," sagt sie unter Schluchzen, „die Betten."

Marie versieht ihren Dienst mit großer Akkuratesse, sie hat gute Zeugnisse, die beweisen, daß man mit ihr überall zufrieden war. Sonntag genießt sie die Gesellschaft eines Liebhabers, der sich im Hause allerdings nicht zeigen darf, weil er, wie sie sagt, so klein ist. Sie selbst ist klein von Wuchs, und nun noch dieser Mann, der ihr auf der einen Seite nicht einmal bis zur Schulter reicht! Alles in allem konnte Marie mit ihrem Leben zufrieden sein, wenn nicht diese Betten wären. Es geht immer alles glatt und gut, da stellen sich plötzlich Zeichen von übler Vorbedeutung ein, böse Träume, eine verdorbene Omelette, ein Krach mit dem Hausmeister, und richtig ist auch schon der Brief von zu Hause da, der Marie immer so viel Tränen kostet.

Marie stammt aus einem kleinen, entlegenen Dorf: dort ist eine Schwester von ihr verheiratet, die Pozenka, und bei dieser verheirateten Schwester haust der alte Vater, der immer schon arbeitsunfähig war. Der Alte lebt von irgend einer Invaliditätsrente, die zwar sehr knapp ist, es ihm aber dennoch ermöglicht, einige Groschen zurückzulegen. Hat er ein Häuflein beisammen, das, auf Stamperln berechnet, den ungestörten Genuß von Alkohol für eine Reihe von Tagen gewährleistet, hält ihn kein Bedenken mehr vom Branntwein zurück. Dann kommt er schwer betrunken nach Hause, exzediert in seinem Hinterstübchen, schwört Rache für alle Unbill, die man ihm in seinen nüchternen Tagen zugefügt hat, und verspricht auf das bestimmteste, er werde schon Mittel und Wege finden, alle Betten zu vertrinken. Dann kommt eben der Brief an die Schwester: „Liebe Marie, du hast Einfluß auf ihn, er sauft schon wieder und will die Betten vertrinken, liebe Marie, komme womöglich sofort."

Marie weint, denn es sind ja zum großen Teil ihre Betten. Ihr Vermögen, ihr mütterliches Erbe. „Warum verkaufen Sie denn die Betten nicht?" Davon will sie nichts hören. Die Betten sind ihr kostbares Gut. Als noch ihre Mutter lebte, wurden die Federn geschlissen. Wenn Marie an die Betten denkt, erinnert sie sich zugleich an ihre Mutter, an die frohen Winterabende mit den Nachbarinnen beim Schleißen, an den traulichen Lampenschimmer in all der Armut und ach, an die Angst vor dem betrunkenen Vater. Als die Mutter dann im Sterben war — Marie diente damals schon in der Stadt — galten ihre letzten Worte den Betten. „Auf die Betten gib gut acht," sagte sie, „die gehören der Marie." Deswegen weint Marie immer, wenn sie solch einen Brief von Hause bekommt, denn es ist ihr, als wollte der Vater direkt die selige Mutter vertrinken.

Wenn Marie nach Hause kommt, wird der Alte kleinlaut und gefügig. „Hab keine Angst, Marie," sagt er dann. „Deinen Betten

geschieht nichts. Die von der Bozenka aber vertrink ich!" Da fährt Marie beruhigt wieder nach Prag.

Ameisen als Friedensstörer.

Hans und Grete gingen zusammen durch den Wald, Hand in Hand. Hans war ein junger Kandidat der Philologie und am Gymnasium als Hilfslehrer angestellt. Grete war ein besonders entzückendes, blauäugiges, blondlockiges junges Mädel, das ihm auf den Maskenball der Resource als hübsche Fischerin sein Herz weggefangen hatte. Noch war das bindende Wort nicht gesprochen, aber verstohlen hatte er ihre Hand gefaßt, — er hatte beschlossen, noch auf diesem Spaziergang die Sache ins Reine zu bringen. Aber er konnte keine rechte Einleitung finden. So einfach wie ein Aufsatzthema war es nicht. Außerdem sprang Grete immer wieder vom Thema ab, — fragte bald dieses, bald jenes. Jetzt hatte sie am Wege einen Ameisenhaufen entdeckt und blieb stehen.

„Sehen Sie nur dies Gewimmel," sagte sie, „wie sie hin und her laufen. Komisch, daß sie immer wieder zurückfinden. Und sehen Sie die eine, wie die sich mit dem Stückchen Holz schleppt! — Haben Sie schon einmal geflügelte Ameisen gesehen? Wir sind einmal in der Sommerfrische von einem Hochzeitszug von Ameisen in unserem Zimmer überfallen worden, — die waren alle geflügelt. Da haben wir sie mit kochendem Wasser übergossen und die letzten, die sich in den Fugen verkrochen, ausgeräuchert.

Der Herr Kandidat blickte seine Begleiterin ganz erschrocken an; wie die das erzählte, witterte er etwas wie Grausamkeit hinter dem sanften Gesichtchen. Und jetzt hob sie gar den Fuß und scharrte die Tannennadeln beiseite, in denen sich der Ameisenhaufen befand. — Das gab eine Aufregung! Die Tiere rannten wie toll umher, bald hierhin, bald dorthin, und Grete sah — unzweifelhaft amüsiert — zu. Der Herr Kandidat schüttelte den Kopf. „Aber wie können Sie das tun, Fräulein Grete," sagte er verweisend. „Die Ameisen haben hier ihren Bau und führen hier ihr Leben, das vielleicht hoch über dem unsern steht. Wir können annehmen, daß sie in vieler Hinsicht uns weit überlegen sind. Sie müssen sich vorstellen, daß sie Häuser und Straßen haben wie wir, vielleicht auch Verkehrspolizisten, Nachrichtendienst, Boten. Wer kann das wissen!"

„Ja, aber sehen Sie nur, wie lustig sie jetzt durcheinander rennen!"

„Ich weiß nicht, was Sie Lustiges daran sehen," tadelte der Herr Kandidat, dessen Miene immer lehrhafter geworden war, so daß er der blonden Grete gar nicht mehr so gut gefiel wie neulich, „Sie scheinen gar keine Phantasie zu haben. Ihnen bedeutet ein Ameisenbau nichts. Ich aber lebe mich in das Dasein dieser Tiere ein; ich male mir aus, daß der Staat wie bei uns in Familien eingeteilt ist, die miteinander leben, sich gegenseitig etwas mitzuteilen haben. Für mich ist die kleine Ameise ein Wunderwerk der Schöpfung, und ich kann anbetend davor stehen." Wie traurig, dachte er weiter, daß dieses hübsche Geschöpf so unkünstlerisch ist, so ohne jede Phantasie. Und ich hatte doch gehofft, in ihr das Ideal zu finden. Ich muß mich wohl sehr getäuscht haben. Sie ist gar nicht anders als die andern dummen Mädchen, die mich langweilen.

Sehr verstimmt trat er mit ihr den Heimweg an, nicht mehr Hand in Hand. Pflichtschuldig begleitete er sie bis ans Haus und verabschiedete sich ziemlich steif von ihr, ohne eine Verabredung für den morgigen Tag zu treffen, so lieb Gretes Augen auch bettelten. Er zog den Hut, wandte sich ab und ging die Straße entlang.

Grete sah ihm nach, so lange noch ein Schimmer von ihm zu sehen war. dann seufzte sie tief. Und da es noch früh am Nachmittag war, — ging sie den Weg noch einmal zurück, den sie gekommen waren, bis an den Ameisenhaufen. Hier blieb sie stehen und betrachtete sehr ernsthaft das Treiben und Leben der Ameisen. Wie schön war das, was Hans gesagt hat, dachte sie, und wie dumm war ich! Natürlich hatte er recht mit allem, was er sagte: sie haben einen Staat gerade wie wir Menschen, — das haben wir auch schon in der Schule gelernt, und sie sind unendlich klug in allen ihrem Tun. Sie legen doch sogar Pilzgärtlein an, die sie bebauen wie der Bauer sein Kohlfeld, und sie halten sich Blattläuse als Milchkühe — das alles weiß ich. Aber es mußte erst so ein warmfühlender Mensch kommen, der die Tiere ganz versteht, und sie sehr liebt, um mich zur Erkenntnis zu bringen, wie töricht und albern ich noch bin! Und Grete weinte bittere Tränen.

Hans aber ging nach Hause, ohne sich noch einmal nach Grete umzusehen. Aber als er in seinem Zimmer ankam, war sein erstes, sich schleunigst umzukleiden, wobei er sich heftig an den Beinen kratzte. „Diese verdammten Ameisen!" rief er erbittert. Und es war weder Liebe noch Anbetung in seinem Ton. W. P.

Anekdoten von Patienten.

Ein Fachmann.

Ein alter Herr, der seit langen Jahren an seinem Leiden herumdoktert und alle Aerzte ausprobiert, kommt auch zu einem jungen Arzt, dem er lang und breit erzählt, wie es mit ihm steht. Der Arzt, der anderer Ansicht ist, widerspricht ihm. Darauf sagt der alte Herr entrüstet: „Nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich finde, daß es ein starkes Stück ist, wenn ein so junger Arzt wie Sie, anderer Meinung sein will als ein so alter und erfahrener Patient wie ich."

Rat und Tat.

Arzt: „Haben Sie meinen Rat befolgt? Wenig essen und dann so viel wie möglich zu Hause bleiben?"

Patient: „Ja, nachdem ich Ihre Rechnung bezahlt habe, blieb mir nichts anderes übrig."

Die Schmerzensgegend.

Der Arzt fragte den Patienten, in welcher Gegend er denn zuerst die Schmerzen verspürt habe. Darauf sagt dieser: „Zuerst in der Bahnhofsgegend, Herr Doktor!"

Der Rückfall.

Der Arzt sagt zu dem Patienten: „Sie sind jetzt wieder gesund. Aber Sie müssen sich vor einem Rückfall sehr in acht nehmen!" — Darauf erwidert der Genesene: „Sorgen Sie nur dafür, daß ich nicht auf den Rücken falle, wenn ich Ihre Rechnung bekomme!"

Hustenübung.

Der seinerzeit ob seiner scharfen Feder gefürchtete politische Schriftsteller und Kritiker Ludwig Börne verfügte über einen trockenen Humor.

„Sie husten mit Anstrengung", sagte ihm sein Arzt eines Morgens, an welchem Börne bleich und angegriffen im Bett lag.

„Das wundert mich eigentlich," antwortete ihm der Kranke, indem er sich ächzend auf seiner Lagerstatt herumwarf, . . . „ich habe mich doch die ganze Nacht geübt."

Wie geheilt, so bezahlt.

Bei Hahnemann, dem ersten Verfechter der Homöopathie, fuhr in Paris eines Tages ein schwerreicher Lord vor, um ihn wegen einer Krankheit um Rat zu fragen. Hahnemann hörte ihn an, öffnete ein Fläschchen, hielt es dem Lord unter die Nase und sagte: „Riechen Sie! . . . Gut! Sie sind geheilt!" — Der verblüffte Lord fragte nach seiner Schuldigkeit. „Tausend Franc!" lautete die Antwort. Da zog der Lord seine Brieftasche, nahm eine Tausendfrancnote, hielt sie dem Homöopathen unter die Nase und sagte: „Riechen Sie! . . . Gut! Sie sind bezahlt!"

Homöopathie.

Krause in Dresden ließ sich von einem Homöopathen behandeln. Er nahm, um schnell gesund zu werden, weit größere Dosen, als der Arzt ihm vorgeschrieben hatte. Als dieser dahinterkam, hielt er Krause eine sehr grobe Strafpredigt und befahl ihm, auf ein Glas Wasser nur ein einziges Körnchen der Arzenei zu nehmen. Und das sei eigentlich schon zuviel, sagte er.

Der tüchtige Krause hörte sich alles geduldig an und sprach dann mit geflügelten Worten: „Wie wäre es denn, Herr Doktor, wenn Sie das Körnchen hier in die Elbe würfen und ließen mich dann nach Hamburg fahren, um dort die verdünnte Lösung zu trinken!"

Gedenktage.

9. März.

Wedekind und Trotzki. Der Staatsmann als Kritiker des Dichters — das ist ja nicht etwas ganz Ungewöhnliches. Man braucht nur an Stresemanns Stellungnahme zum „Gneisenau" von Wolfgang Götz zu denken. Gleichwohl berührt es seltsam, einen Artikel wieder zu lesen, den schon Jahre vor dem Kriege der nachmalige Führer der russischen Revolution, N. Trotzki, über Frank Wedekind in der „Neuen Zeit" veröffentlichte. Kurios ist es auch, welche Seite von Wedekinds Wesen Trotzki hervorkehrt. „Wedekind," sagte er unter anderem, „der Zyniker und Skeptiker, hat seinen Gott. Keinen sozialen, versteht sich, auch keinen ethischen, aber einen ästhetischen. Er betet den schönen menschlichen Körper an oder, richtiger gesagt, den weiblichen Körper, die edle Kopfhaltung, die weiche Vollendung der Bewegungen. Die Verehrung der Vollkommenheit des Körpers geht unvermeidlich durch alles, was Wedekind je geschrieben hat — unvermeidlich und fast eintönig . . . Man kann an seinen Werken verfolgen, mit welcher Beharrlichkeit er im Laufe einer ganzen Reihe von Jahren über die Mechanik des Ganges nachgedacht hat . . . Auf seinem ästhetischen Ideal baut Wedekind ein Erziehungssystem auf. Uebrigens ist das zuviel gesagt. „Mine-Haha" ist etwas, was in der Mitte liegt zwischen Erziehung junger Mädchen und einer Muskeltrainierung." — Es ist auch heute noch, zehn Jahre nach dem Tode des Dichters, nicht ohne Reiz, diese Betrachtungen zu lesen. Was Wedekind wirklich bedeutete, der besondere ethische Wille, der sich hinter seinen Grimassen verbirgt, das ist ja immer mehr und immer weiteren Kreisen richtig erkannt worden. Seine wichtigsten Dramen stehen heute im Spielplan der meisten deutschen Bühnen.

Fröhliche Ecke.

Ein Blick zu wenig. „Sie haben also aus Liebe auf den ersten Blick geheiratet?" — „Ja, leider. Wenn ich noch einen Blick getan hätte, wäre ich heute noch glücklicher Junggeselle."

Seltsames Büro. „Bedaure, ich habe nur die Maulsperre. Rotzkrankheit und Maul- und Klauenseuche hat mein Kollege nebenan!"

Beim Schlittschuhlaufen. Mutti, Mutti . . . Papa ist eingebrochen und macht das schöne Eis kaputt! Ist denn das erlaubt?

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.